

wiedergelesen

REINHOLD SCHNEIDERS VATERUNSER

Wir können um nicht mehr bitten als darum,
dass wir danken dürfen durch ein gläubiges Leben.

Reinhold Schneider (1957)

Wenn es ein Gebet gibt, das Christen aller Konfessionen, Epochen und Kulturen verbindet, dann das Vaterunser, das einzige von Jesus selbst überlieferte Gebet, das er die Seinen beten hieß (Mt 6, 9). Es ist eines der wenigen Gebete, das sowohl persönlicher Einkehr als auch dem Gebet in (liturgischer) Gemeinschaft Worte gibt. In ihm spricht sich menschliche Existenz und Bedürftigkeit vor Gott aus. Taufanwärter, Erstkommunikanten und Firmlinge fassten durch die Auseinandersetzung mit dem, was es sagt, und durch Einübung in die Art und Weise, wie das geschieht, im christlichen Glauben Fuß. Die Frömmigkeitsgeschichte hat eine unübersehbare Zahl an Auslegungen hervorgebracht. Offenbar fanden Christen aller Zeiten ihre Nöte, Anliegen und Bedürfnisse in den Worten des Herrengebets wieder.

Viele dieser Auslegungen sind im Laufe der Zeit in Vergessenheit geraten. Die mit diesem Heft auf internationaler COMMUNIO-Ebene beginnende Serie zu den einzelnen Abschnitten des Vaterunser gibt Gelegenheit, einige herausragende Interpretationen aus Geschichte und Gegenwart in Erinnerung zu rufen. Den Auftakt macht ein Auszug aus Reinhold Schneiders Auslegung¹ des Herrengebets, das erstmals 1941 im Alsatia-Verlag in Colmar erschienen ist. Dem Druckverbot, das die Nationalsozialisten Schneider im selben Jahr auferlegt hatten, und der Hochverratsklage 1944 zum Trotz fand Schneider mit dem Elsässer Joseph Rossé Mittel und Wege, eine halbe Million illegaler Exemplare dieses Büchleins zu drucken. So erreichte seine Auslegung als Buch und in Auszügen handschriftlich auf Papiersäcke kopiert ungezählte Soldaten an den Fronten und in den Gefangenenlagern des Krieges. Sie löste einen tausendfachen Briefverkehr mit ihrem Autor aus, den er als «religiöse[n] Sanitätsdienst» und «sein zweites Lebenswerk»² verstand.³

Schneider schrieb seine «Trostschrift» 1941 in Berlin – an einem Ort und zu einer Zeit, in der sich die Zerstörung der Städte, die Vernichtung von Völ-

kern und ihrem geistigen Erbe ankündigten und die «Öfen des Moloch begannen [...] aufzuglühen» (97). Er wollte mit seiner Auslegung «Glauben [...] bezeugen und die Wahrheit [...] sagen von der Macht Gottes, der Macht des Bösen, der Unmacht des Menschen und der Macht des Glaubens» (92). Seine ungeheure Rezeption verdankt das Bändchen, so Schneider später, der Sehnsucht der Trauernden und Verzweifelten dieser Tage nach Überwindung des Bösen, das allen drohend vor Augen stand. An der Front, im Lager und in den Ruinen in der Heimat trug das Gegenbild der Verheißungen Gottes und seiner Ordnung die Beter des Vaterunser durch das Böse und die Vernichtung hindurch. «Noch war das Gefühl des Geborgenseins stark: es geschieht nichts ohne den Willen des Vaters» (92). Obgleich unverstanden, vielleicht unverständlich, konnte noch die äußerste Bedrängnis als Symbol der grundlegenden menschlichen Abhängigkeit von Gott wahrgenommen, seiner Vorsehung anheimgestellt und so auf seine Treue hin im Glauben durchlitten werden.

Als der Autor ein Jahr vor seinem Tod das Nachwort zur Neuauflage fasst, die er dem ersten Verleger Rossé widmet, hat sein persönlicher Glaube eine schwere Entwicklung genommen. Klaus Hemmerle charakterisiert Schneiders Frömmigkeit dieser Zeit als wartende, fragende Treue angesichts eines sich entziehenden Gegenüber.⁴ Schneider selbst spricht 1957/58 von einem Glauben «gegen den Glauben, gegen den Unglauben, gegen sich selbst».⁵ Nun erscheinen ihm die Kühnheit und Kraft seiner früheren Worte selbst nicht mehr erreichbar; er sieht sich «wie dem Ertrag einer fremden Existenz» (87) gegenüber. Nach der Entmachtung des nationalsozialistischen Unrechtsregimes hatten die Deutschen Schneider zu Folge nicht zu einer tragfähigen Gesellschaftsordnung und geistigen Form gefunden. Die Ambivalenz des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts, der verweigerten Übernahme der Schuld der «Toten [...], die in uns leben» (96) und nicht zuletzt die atomare Aufrüstung der Welt, gegen die er sich leidenschaftlich wandte, erlaubten ihm keine menschliche Antwort auf die Geschichte mehr.

1957 erscheint es ihm klarer als in Kriegszeiten, dass das Gebet Jesu die Welt nicht vor Massenmord und Gewalt bewahrt. «Es hat nicht die Freiheit gebracht; Völker nicht erlöst» (98). Es lässt seine Beter weit hinter dem zurückstehen, was sie formulieren. Es offeriert weder Antworten noch Lösungen menschlicher Not. Es lässt nicht die Gegenwart begreifen noch die Zukunft vorhersagen. Es klärt nicht auf über Sieg und Niederlage, Wert und Unwert dessen, was geschieht. In Wahrheit, schreibt Schneider, «ist das Vaterunser nur Bitte und keine Verheißung» (90). Seine Kraft besteht (lediglich?) darin, dem Beter die Haltung und «Freiheit des Bittenden» (91), des «gehorsame[n] Gläubigen» (98) zu ermöglichen, auf nichts anderes zu setzen als auf den geoffenbarten Namen Gottes: Er ist «Vater».

Julia Knop

«[10] Das Vaterunser beginnt mit einem großen Trost; wir dürfen Vater sagen. In diesem einen Wort ist die ganze Erlösungsgeschichte enthalten. Wir dürfen Vater sagen, weil der Sohn unser Bruder war und uns den Vater geöffnet hat; weil wir durch die Tat Christi wieder Kinder Gottes geworden sind. Indem wir Gott unsern Vater nennen, befehlen wir ihm alles an, unser Sein und unsere Unrast, unsere Sorgen und Erwartungen und unsere Arbeit; es kann nichts sein im Leben des Kindes, das der Güte des Vaters nicht anvertraut werden soll, keine Not, die nicht die Hoffnung auf seinen Beistand hat. [...] Nun ist alles gut; der Himmel antwortet uns, Gott ist unser Vater; wir sind beschützt. Warum haben wir nicht schon früher zu beten begonnen? Warum beten wir nicht immer? Es bedarf nur dieses geringen Aufschwunges unserer Seele, um unser Leben wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Das Leid, die Sorge, die uns aus der Mitte des Da- [11] seins drängten, werden beschwichtigt, das Unten ist mit dem Oben verbunden. [...] [13] [...] Dieses eine Wort [Vater] stellt alle Zusammenhänge wieder her; die Welt fügt sich in Gottes Hände. Wir sind mit der göttlichen Liebe verbunden; damit wird auch unsere Liebe stark. Und wie die Stimmen Ungezählter unsere Stimme verstärkten, so bringen wir nun auch ihr Anliegen vor. Auch die persönlichste, die einsamste Not ist eine Not aller; jeder Not wird wieder ein Weg geöffnet ins Licht.

Wie könnte es anders sein? Mit den ersten Worten [14] des Gebets setzt der Glaube ein; wir müssen in Christus der Wahrheit begegnet sein, wenn wir sie sprechen wollen. Wir bekennen uns zum Sohn, indem wir den Vater anrufen; wir danken dem Sohn, der uns wieder zu Kindern gemacht hat. Das Gebet ist ein immerwährendes Emporsteigen und Sichniedersenken; die Fülle der niederströmenden Gnade ist aber um Unendliches reicher als die aufsteigende Bitte. Beten heißt dieses Strömen der Gnade fühlen; wir erschließen uns, indem wir uns beugen und anbefehlen; dann wird alles gut. Ein Hereinwirken ereignet sich; es ist nicht mehr sehr wichtig, ob wir unser Anliegen nennen, unsere Sorgen aussprechen; im Grunde übersteigt unsere Not doch unser Vermögen zu sprechen; denn in unserem ganzen Sein, in unserem Tun und Denken sind wir auf Gott angewiesen, ohne ihn verloren. Jegliche Bedrängnis ist eine Erscheinung dieser ursprünglichen Abhängigkeit; wir müssten in einem Gebet ohne Ende begriffen sein, wenn wir ihr wirklich entsprechen wollten. Das ist ja das göttliche Geheimnis des Vaterunsers, dass es unser ganzes Sein und unsere ganze Not und Hoffnung umfasst; es schließt alle Anliegen ein, weil es ausgeht von unserem eigentlichen, unabänderlichen Verhältnis zu Gott. [...]

[15] [...] Warum scheuen die Menschen gerade den Vaternamen Gottes? Würden sie ihn immer Vater nennen, so könnten sie ihn nicht verkennen, sein Wesen nicht verfehlen. Aber sie suchen Umschreibungen, und in diese drängen sich die Vorstellungen, die ausgehen vom Menschen, ein erdachtes,

erwünschtes Bild Gottes; vielleicht auch ein Bild, das des Menschen eigenmächtiger Vorstellung von der Welt entsprechen soll. Diese Umschreibungen sind leicht in Gefahr, mit der Welt oder gar mit der Erde zu beginnen und ein zu ihr passendes Bild Gottes zu suchen. Der Name *Vater* aber ist geoffenbart; er [...] lässt sich nur aussprechen in Demut, Ehrfurcht und Zuversicht; es ist der Name der Liebe. [...]

[16] [...] Wir sprechen diese Worte aus der Kraft des Wissens, das der Sohn uns geoffenbart hat, und im Glauben an ihn. Der Sohn war die Wahrheit selbst; wenn er sich an den Vater wandte, so geschah es nicht aus dem Glauben, der unser Teil ist; es geschah aus der Wirklichkeit göttlichen Lebens, in der Gegenwart des Vaters, im Einssein mit ihm. Das Gebet des Sohnes ist Offenbarung, Zeugnis der Wahrheit aus dem Munde der Wahrheit. Wir dürfen Gott nicht anders nennen, als er ihn genannt hat. Es ist kein Name Gottes gültig, der den Vaternamen nicht einschließt. [...]

[18] [...] Du bist unser Vater! Es wird uns nichts zustoßen, das deine väterliche Güte uns nicht bestimmt; wir kennen die Wege nicht, die du uns führen willst. Wir wissen nur das eine, dass du unser Vater bist, der uns nicht verlassen wird. Vater unser, der du bist im Himmel, lass uns tief unten auf der Erde die Probe unseres Lebens bestehen; du wohnst in dem Himmel, dein Wesen ändert sich nicht. Hier unten aber verwandelt sich alles; geliebte Vermächtnisse vergangener Zeiten werden zerstört über Nacht, die Freunde werden uns entrissen, und unversehens bricht in das letzte Tal des Friedens grenzenlose Verwirrung herein. Die Mächte der Tiefe erheben sich gegen uns und nehmen fast alle Bezirke des Lebens in Besitz; Trugbilder der Wahrheit, des Rechtes schweifen umher und ziehen uns vom Rechte und von der Wahrheit fort; Hass verfälscht das Wesen des Menschen; keiner erkennt mehr dein Spiegelbild in der Seele des andern, und so versteht auch keiner das Wort des Bruders mehr. [...]

Vater [19] unser, der du bist im Himmel, du kennst das Ziel dieser Tage; auch sie haben ihren Ort in deinem Plan. [...] Wir bitten dich um die Kraft der Zuversicht; lass uns nicht eine Stunde vergessen, dass du unser Vater bist, dass du es aufs Neue geworden bist durch den Sohn! Bleibt uns nur die Kraft, deiner Vaterschaft eingedenk zu sein, so ist die Not nicht vergeblich gekommen; alle Sorge vor der Zukunft hat nur diesen Sinn, dass wir sie durchdringen mit unserm Vertrauen. Du bist unser Vater; zu dir hin ist alles geordnet; und da du der Vater aller Menschen bist, so wollen wir vom Glauben an die Menschen nicht lassen. Ein jeder ist dein Kind; der Widerschein deiner Güte, deiner Heiligkeit ist in eines jeden Seele gefallen; wir wollen es auch dann nicht vergessen, wenn wir nur noch den Widerschein des [20] Bösen sehen, der diesen heiligen Widerschein verdeckt. [...] Wir wollen nicht aufhören, davon zu sprechen und dem Menschen das Bild seines Adels zeigen, von dem er sich abgewandt hat. Wir wollen fort und fort deinen

Namen rufen, auf dass die Kraft deines Namens eingehe in unser Leben. Die Welt ist uns fremd geworden. Aber wir sind deine Kinder in dieser fremden Welt und wollen uns als solche bewähren. Alles andere steht bei dir.»⁶

ANMERKUNGEN

¹ Reinhold SCHNEIDER, *Das Vaterunser* (1941). Neuausgabe mit einem Nachwort des Verfassers und acht Illustrationen von Hans Holbein d.J., Freiburg – Basel – Wien 1957 (2¹⁹⁶²); Seitenzahlen in Klammern im Text.

² Wolfgang FRÜHWALD, *Vorwort. Das Ende der Schwermut. Zum tragischen Lebensgefühl im Werk Reinhold Schneiders*, in: Michael ALBUS (Hg.), *Reinhold Schneider. Texte eines radikalen Christen*, Freiburg – Basel – Wien 2008, 9–33, 22f.

³ Vgl. Schneiders eigene Darstellung im Nachwort der Neuauflage 1957 (Herder); außerdem Wolfgang FRÜHWALD, Art. *Schneider, Reinhold*, in: LThK³ 9 (2000) 192f.

⁴ Klaus HEMMERLE, *Die Frömmigkeit des «Winter in Wien» (Reinhold Schneider)*, in: *Ausgewählte Schriften*, Bd. 5, Freiburg – Basel – Wien 1966, 342–373.

⁵ Reinhold SCHNEIDER, *Winter in Wien. Aus meinen Notizbüchern 1957/58*, mit einer Einführung und Farbfotos von Erich Kock, Freiburg – Basel – Wien 1986, 166.

⁶ Textauszug entnommen aus: SCHNEIDER, *Das Vaterunser* (s. Anm. 1), 10–20.